CGC online papers 1 | 2017

Marion Keller, Marianne Schmidbaur, Ulla Wischermann (Hg.)

Ausschließende Einschließung?!

Zur Geschichte von Frauen und Wissenschaft: Personen, Institutionen, Perspektiven

Editorial

CGC online papers: Arbeitspapierreihe des Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse der Goethe-Universität Frankfurt/ M.

Mit der neuen Publikationsreihe *CGC online papers* öffnet das Cornelia Goethe Centrum einen Publikationsraum für Dokumentationen, Reprints, Diskussions- und Arbeitspapiere, Seminarergebnisse sowie feministische Abschlussarbeiten. Die Entwicklung des Formats und das Layout der *online papers* wurden durch eine Unterstützung des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst ermöglicht. Beiträge für eine vom HMWK geförderte Konferenz bilden die Grundlage für den ersten Band dieser online Reihe, die im CGC Jubiläumsjahr an den Start geht. Ab 2017 werden die *CGC online papers* in loser Folge erscheinen.

Vor nunmehr 20 Jahren, im Sommer 1997, wurde das „Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse" gegründet und im Jahr 2000 umbenannt in „*Cornelia Goethe Centrum*" (CGC). Es bietet für zahlreiche Studierende, Doktorand*innen, wissenschaftliche Mitarbeiter*innen und Professor*innen einen Raum für Forschung und wissenschaftlichen Austausch sowie für geschlechterpolitische Debatten. Interdisziplinarität, Internationalität und Intersektionalität sind für das Centrum Querschnittsperspektiven in Lehre und Forschung. Neben der grundsätzlichen Frage nach Geschlechtergerechtigkeit befassen sich die Forschungsprojekte, Vorträge, Konferenzen, Seminare und die CGColloquien mit der Untersuchung der Geschlechterverhältnisse in allen Bereichen des Lebens, bspw. der Erziehung, den Medien und dem Recht. Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind „Transnationale Migration und soziale Bewegungen"; „Soziale Ungleichheit, Geschlechtergerechtigkeit und Diversität"; „Biopolitik und Körpersoziologie"; „Feministische Theorie und Queer Studies" sowie „Transdisziplinäre Methoden, Feministische Wissenschaftskritik und Wissenschaftsgeschichte".

Gender Studies und feministische Theorie sind unentbehrliche Ressourcen und Mittel für eine kritische Analyse kultureller, gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge. Gerade in einer komplexer und globaler gewordenen Welt haben sie eine immense Bedeutung für die Generierung von Wissen, die Analyse struktureller Ungleichheit sowie für den Kampf um globale Geschlechtergerechtigkeit. Dabei kommt es auch besonders auf Beiträge an, die Denkräume eröffnen, Debatten anstoßen, experimentieren, die verschüttete Quellen wieder zugänglich machen oder die Ergebnisse aus Tagungen und Seminaren sichtbar machen.

CGC online papers möchte diesen Denkanstößen ein Forum geben und Mitgliedern sowie assoziierten Forscher*innen die Chance bieten, ihre aktuellen Forschungen zu präsentieren.

Für Fragen der Veröffentlichung und redaktionellen Unterstützung kontaktieren Sie bitte die Reihenherausgeberinnen Dr. Marianne Schmidbaur (schmidbaur@soz.uni-frankfurt.de) und Prof. Dr. Ulla Wischermann (wischermann@soz.uni-frankfurt.de).

Impressum

Frankfurt am Main, August 2017
ISSN 2567-2487

Herausgegeben vom
Cornelia Goethe Centrum
Goethe-Universität Frankfurt a. M.
Campus Westend, PEG 4
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
D-60629 Frankfurt a. M.
Dr. Marianne Schmidbaur
Prof. Dr. Ulla Wischermann

fon +49(0)69 798 35100
mail cgc@soz.uni-frankfurt.de
web http://www.cgc.uni-frankfurt.de

Layout:
grübelfabrik; http://www.gruebelfabrik.de/

Umschlaggestaltung:
Dr. Marion Keller; Bild: Prof. Dr. Ulla Wischermann

Download:
http://www.cgc.uni-frankfurt.de/forschung/cgc-online-papers/

Cornelia Goethe Centrum
für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse

GOETHE UNIVERSITÄT FRANKFURT AM MAIN

Inhaltsverzeichnis

MARION KELLER, MARIANNE SCHMIDBAUR, ULLA WISCHERMANN
Ausschließende Einschließung – einschließende Ausschließung? Paradoxien der Inklusion von Wissenschaftlerinnen 2

UTE GERHARD
„In den Brüchen der Zeit…" 100 Jahre Frauenstudien an der Universität Frankfurt am Main 7

MARION KELLER
„… gut dabei, aber nicht mittendrin?" – Frauen und Fürsorgewissenschaft an der Universität Frankfurt am Main vor 1933 21

URSULA APITZSCH
Henriette Fürth (1861-1938): Sozialforscherin, feministische Sozialistin, Jüdin 38

ADELHEID SIEVERT
„Aber vor allem muß man die Menschen lieben": Die Fotografin Gisèle Freund 45

ELISABETH KLAUS
Herta Herzog: Begründerin einer Publikumsforschung zwischen Kritischer Theorie und Uses and Gratifications Approach 56

BIRGIT SEEMANN
Eleonore Sterling (1925-1968): eine Pionierin der Antisemitismusforschung 68

UTE SACKSOFSKY
Ilse Staff – die erste deutsche Staatsrechtlerin 79

CHRISTINE VON OERTZEN
Pionierinnen der Vernetzung: Frauen und Wissenschaft aus transnationaler Perspektive, 1923-1945 88

Abbildungsnachweis 95

UTE GERHARD

„In den Brüchen der Zeit…“ 100 Jahre Frauenstudien an der Universität Frankfurt am Main

In den Brüchen der Zeit… ist das Zitat eines Titels der Zeitschrift Feministische Studien, die im Jahr 1982 mit ihrer ersten Nummer erschien und deren Redaktion ich das Glück hatte anzugehören – und zwar im debattierfreudigen Kreis einer Reihe von Wissenschaftlerinnen, von denen mehrere wenig später die erste Generation der Frauenprofessuren in der BRD besetzen sollten. Die Redaktionssitzungen fanden regelmäßig im Institut für Sozialforschung statt, ein Gastrecht, das Ludwig von Friedeburg freundlich gewährte und zu dem Christel Eckart die Schlüsselgewalt innehatte. Für mich waren die Feministischen Studien damals der Drehpunkt feministischen Theoretisierens und der Vergewisserung, dass es möglich wäre, aus kritischer Distanz die mit der neuen Frauenbewegung erneut aufgeworfenen Probleme in den Geschlechterverhältnissen in den Wissenschaften zum Thema zu machen. Wie ambivalent und wie kühn den Beteiligten dieses Vorhaben erschien, wird an manch vorsichtiger und zugleich programmatischer Formulierung in der ersten Nummer deutlich, wenn es darum ging, „Spurensicherung der Zeiten von Frauen“ zu treiben bzw. zu fragen, „wo und wie Frauen in den verschiedenen Schichten gesellschaftlich anerkannter Zeiten eingepasst oder aus ihnen ausgegrenzt“ wurden (Woesler de Panafieu 1982: 5). Die Rede war vom „Aufbruch aus männlicher Zeit“, vom Ernstnehmen der Erfahrungen von Frauen, von sexistischer Arbeitsteilung, von „Hausarbeit und Industriearbeit“ (ebd.), - Begriffe und Konzepte, die die Geschlechterforschung bis heute profilieren.

Mein Blick über die 100 Jahre Frauenstudien an der Universität Frankfurt ist durch diese Standortbestimmung „zwischen den Zeiten“ geprägt. Und welche Beschreibung der Geschichte von studierenden Frauen oder Wissenschaftlerinnen im so dramatischen 20. Jahrhundert würde besser passen als der Titel „In den Brüchen der Zeit“? Es ist eine Geschichte der Aufbrüche und jähen Abbrüche, der Zulassung und der Vertreibung, des Ein- und Ausschlusses, von Geschichtsverlusts und der doch immer wieder neuen Chancen und „Gelegenheitsstrukturen“. Was aus heutiger Sicht – schauen wir nur auf die Zahlen studierender und lehrender Frauen an der Goethe-Universität – auf den ersten Blick als Erfolgsgeschichte zu behandeln wäre, ist wesentlich komplizierter, nicht gradlinig und nur im Kontext der durch zwei Weltkriege, Vertreibung und politische Umwälzungen gezeichneten Geschichte zu erforschen und – wenn überhaupt – zu verstehen.

Mein Beitrag zur Konferenz kann vorerst nur eine vorsichtige und unvollständige Annäherung sein, die lediglich den Rahmen absteckt zu einem oder mehreren Forschungsprojekten, die der Universität gut anstehen würden. Bisher gibt es interessante Einzelarbeiten zu einzelnen Wissenschaftlerinnen oder Gruppen – und es gibt ein der Thematik gegenüber aufgeschlossenes Universitätsarchiv. Die Ausstellung und die dazu gehörende anschauliche Veröffentlichung „Einzeln & Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität“ haben Vorarbeit geleistet, auch indem sie nicht nur Professorinnen oder prominente Studentinnen dem Vergessen entrissen, sondern auch Stifterinnen und „sonstige“ Mitarbeiterinnen in die Sammlung „starker Frauen“ aufgenommen haben. Auch ich habe dadurch erst viele kennengelernt und frage mich, warum wir nicht früher über solch ein großes Forschungsprojekt nachgedacht haben. Aber da war zu viel gleichzeitig zu tun. Bisher sind selbst die verfügbaren Daten und Zahlen ein Torso. Ein Beispiel für die großen Lücken zur Frauengeschichte, aber vor allem auch für ein rein männlich konstruiertes und beherrschtes Wis-

senschaftssystem ist die aus Anlass des 75jährigen Bestehens der Universität von Notker Hammerstein in zwei dicken Bänden herausgegebenen Geschichte der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Akribisch werden da alle Professoren und ihre Berufungsverfahren, ihre wissenschaftlichen Meriten und Netzwerke bis 1972 vorgestellt – und genau diese sind jeweils Musterbeispiele des ‚male bonding' einer Profession. Verdienstvoll ist zweifellos die besondere Aufmerksamkeit für die Verstrickungen des Lehrkörpers im Nationalsozialismus und die Schwierigkeiten des Wiederanfangs in der Nachkriegszeit. Doch allein im Namensregister werden unter jeweils 800 bis 900 Personen weniger als 2 Prozent Frauen genannt (13 Frauen, 18 Nennungen insgesamt) und selbst darunter sind schon die Stifterinnen oder auch Schwiegermütter der Professoren wie Ricarda Huch mitgezählt (Hammerstein 1989; 2012). Ist das eine bis 1972 zu akzeptierende historische Realität, frage ich, oder nur ein Problem der Wahrnehmung? Hätte man die Fehlstelle dann nicht wenigstens thematisieren müssen?

Mein Überblick bleibt kursorisch und vorläufig und kann auf dieser Konferenz in mancher Hinsicht von anderen ergänzt werden. Ich habe versucht, den Jahrhundert-Stoff zu organisieren und teile ihn hierzu in vier historische Phasen ein, die keineswegs nur Frauenzeiten abbilden, sondern ziemlich genau dem Takt der politischen Umbrüche und Abbrüche im deutschen 20. Jahrhundert folgen:

1. Die Phase zwischen der Universitätsgründung 1914 bis 1932/33, die im Blick auf das Frauenstudium als vielversprechender Aufbruch, nachholende Teilhabe um den Preis „erzwungener Anpassung" (Margarete Treuge 1912, zit. n. Schlüter 1983: 249) zu kennzeichnen wäre.
2. Der Ausschluss und die Vertreibung von Frauen, insbesondere der verhältnismäßig vielen jüdischen Studentinnen und Wissenschaftlerinnen zwischen 1933-1945.
3. Der Wiederbeginn nach 1945 ohne verantwortliche Beteiligung von Wissenschaftlerinnen; nicht nur frauenpolitisch eine Zeit der Restauration, des Verdrängens und Vergessens sowie nicht gelungener Wiedergutmachung.
4. Seit den 1970er Jahren der Beginn und Hindernisparcours der Frauen- und Geschlechterforschung im Schwung der neuen Frauenbewegung und eines neuen Frauenbewusstseins.

Wo wir heute stehen, 5., wird allenfalls zu einem Ausblick reichen.

Zwischen 1914 und 1932/33: Aufbruch, nachholende Teilhabe und Anpassung

618 Studierende haben sich im ersten Semester, dem Wintersemester 1914/15 in der neu gegründeten Universität in Frankfurt eingeschrieben, davon waren 100 Frauen.[1] Das ist ein Anteil von mehr als 10 Prozent, der 1915 bereits auf 15 Prozent stieg. Im Vergleich dazu betrug der Anteil der Frauen an allen deutschen Universitäten im WS 1913/14 nur 6 Prozent und erreichte erst im WS 1919/20 etwas mehr als 10 Prozent (vgl. Boedeker 1939: XLIX). Die verhältnismäßig große Zahl von Studentinnen in Frankfurt erklärt sich aus dem hohen Anteil wohlhabender, liberaler jüdischer Mitbürger, denen nicht zuletzt die junge Stiftungsuniversität Frankfurt ihre Existenz verdankt und für die Mädchen- und Frauenbildung selbstverständlich, weil Bestandteil der nicht-traditionellen, spezifisch jüdischen Kultur war (vgl. hierzu die Thesen von Huerkamp 1994: 90f.). Der im Stiftungsvertrag ausgehandelten Zusicherung, dass jüdische Gelehrte gleichberechtigt zum Zuge kommen sollten und „nicht systematisch zurückgesetzt" würden (Hammerstein 1989: 25), ist somit auch zuzuschreiben, dass auch die Zahl jüdischer Studierender in Frankfurt bis 1933 mehr als doppelt so hoch war wie im Reichsdurchschnitt (9,6 zu 4,3 Prozent) (Stuchlik 1984: 45). Interessant ist ferner die soziale Schichtung der Studierenden in Frankfurt. Danach kamen 40 % der Studentinnen aus dem Bildungsbürgertum gegenüber nur 20 % bei den Studenten (Huerkamp 1994: 88).[2]

1 Nicht veröffentlichte Zahlen des Frankfurter Universitätsarchivs, ich danke Katharina Becker für die zur Verfügung Stellung der Daten und Marion Keller für ihre Zuarbeit.

2 Vgl. auch Stuchlik 1984: 50 aus den Jahr 1926: Während 23,1 Prozent der männlichen Studierenden in Frankfurt der Oberschicht (höhere Beamte, Professoren, Freie Berufe, Offiziere, Großlandwirte, Leitende Angestellte) angehörten, waren es bei den Frauen 38,5 Prozent (reichsweit insges. 24,7 Prozent). In der Mittelschicht (mittlere Beamte, Lehrer, Bauern, Handel- und

Was aber erwartete die Frauen 1914 an der Universität und was haben sie selbst erwartet und studiert? Erinnern wir uns kurz: Erst seit 1908 waren Frauen in Preußen und anderen deutschen Staaten offiziell zum Studium an deutschen Universitäten zugelassen worden. Davor durften sie lediglich aufgrund persönlicher Erlaubnis des jeweiligen Professors an Seminaren teilnehmen, haben (nach Studien im Ausland oder im Selbststudium) hier Prüfungen abgelegt und ihre soziale oder pädagogische Arbeit zur Profession gemacht und auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt. Aber selbst wenn sie als Ausnahmefrauen oder Pionierinnen empirischer Sozialforschung wissenschaftliche Anerkennung erfuhren, promoviert wurden, war ihnen eine akademische Laufbahn versagt, ja, stand selbst dann gar nicht zur Debatte, nachdem 1920 Frauen das Habilitationsrecht eingeräumt war (Häntzschel 2011).

Für ein der Universitätsgründung naheliegendes Beispiel steht Rosa Kempf, die mit ihrer Dissertation „Das Leben der jungen Fabrikmädchen" (1911) im Rahmen der von Alfred und Max Weber im Verein für Sozialpolitik groß angelegten „Untersuchungen über Auslese und Anpassung der Arbeiter in verschiedenen Zweigen der Großindustrie" große Anerkennung erfuhr. Sie wurde 1917 Gründungsdirektorin des „Frauenseminars für soziale Berufsarbeit", das vom „Verein für Gemeinwohl" und Wilhelm Merton getragen den Grundstein zur heuten Hochschule für Sozialarbeit in Frankfurt legte. Nach verschiedenen Stationen als Dozentin auch in Frankfurt an erhielt sie wie viele Leiterinnen sozialer Frauenschulen 1933 Berufsverbot. Sie starb 1948 in Frankfurt (vgl. Gerhard 2011; Keller 2014).

Die im internationalen Vergleich auffällige Verspätung und Jahrzehnte lange Verhinderung der gleichen Bildungschancen von Frauen in Deutschland – trotz der gerade in dieser Hinsicht so aktiven bürgerlichen Frauenbewegung – wird in der Bildungsforschung mit dem hohen Sozialprestige der akademischen Berufe und der Ordinarien-Universität als Zugangsschleuse für sozialen Aufstieg begründet. Gegenüber ständischen Privilegien hatte sich damit das Bürgertum ein staatlich reguliertes Berechtigungswesen und eine Beschäftigungsgarantie geschaffen, die noch um die Wende zum 20. Jahrhundert mit den denkbar absurdesten, angeblich wissenschaftlichen Argumenten gegen weibliche Konkurrenz verteidigt wurde (z.B. Kirchhoff 1897; vgl. die vielfältige Literatur zu dieser Frage, z. B. Schmidt-Harzbach 1981; Schlüter 1986). Was und warum studierten also die Frauen, wenn ihnen doch der Weg in die wissenschaftliche Laufbahn an der Universität versperrt war, ihnen der Wissenschaftsbetrieb als frauenfreie Zone, ja, als männliche Kultur mit traditionell ausgeprägtem Korpsgeist gegenübertrat? Haben sich die ersten Studentinnen den vorgegebenen männlichen Normen und traditionellen Mustern angepasst? Auf dem Frauenkongress 1912 in Berlin hatte Margarete Treuge in ihrem Referat über die akademischen Berufe für Frauen warnend darauf hingewiesen, dass „die erzwungene Anpassung an die männliche Geisteskultur" sie von eigenen schöpferischen Leistungen abhalte, es „eigentliche Berufe der Frauen (in der Wissenschaft) nicht gibt, es gibt nur erst eine praktische Verwendbarkeit der akademischen Studien." (Treuge, zit. n. Schlüter 1983: 249/48).

Aus der Berufsperspektive für Ärztinnen und Studienrätinnen erklärt sich, warum Frauen gleichbleibend vorwiegend in Medizin und den philologischen Fächern überrepräsentiert waren (vgl. Boedeker 1939: XLIX). In Frankfurt kommt eine Besonderheit hinzu, die sog. 5. Fakultät der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (WiSo-Fakultät), die aus der „Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften" (seit 1901) hervorgegangen war und gestützt durch die 1921 gegründete „Akademie der Arbeit" und nicht zuletzt durch das 1924 gegründete „Institut für Sozialwissenschaften" (IfS) eine den Probleme der modernen Industriegesellschaft zugewandte und zugleich kritische Ausrichtung und Schwerpunktsetzung erfuhr. Die WiSo-Fakultät in Frankfurt entwickelte sich daher in den 1920er Jahren zur am stärksten frequentierten Fakultät (1923/24 mit 57,6 Prozent der Studierenden). Wenn wir uns das Lehrangebot mit den Fächern Volkswirtschaftslehre und Wohlfahrtspflege, BWL und Statistik sowie Soziologie und Fürsorgewesen, schließlich Wirtschafts-

Gewerbetreibende) entsprach der Anteil der Frauen (Töchter) etwas weniger als dem Durchschnitt (26 zu 31 Prozent). - Der Anteil Studierender der Unterschicht war lange gleichbleibend gering (Frauen 1,3 zu Männern 1,6 Prozent).

geschichte anschauen, wird offensichtlich, dass hier insbesondere auch die Forschungs- und Berufsinteressen von Frauen – bei einem Anteil von etwa 8 Prozent Frauen[3] - angesprochen waren. Dies wird allein dadurch belegt, dass an der WiSo-Fakultät in Frankfurt zwischen 1919 und 1933 101 Frauen promoviert haben[4] – zu sozialen und sozialpolitischen Themen, immer wieder auch zu gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frau (z.B. Hanna Hellinger 1921, Paula Ridder 1920, Gertrud Laqueur 1922, Milli Nötting-Sebald 1923, Margarete Thomas 1924 oder z.B. Hilde Weiss bei Carl Grünberg, dem Leiter des Instituts für Sozialforschung (IfS), 1927.)

Angesichts dieser Zahlen ist zu fragen, inwieweit es sich hier bereits um Frauenforschung oder aus dem Geist der ‚alten' Frauenbewegung geborene und auf die Emanzipation der Frau gerichtete Beiträge gehandelt hat. Die Frauenbewegung war in den 1920er Jahren in ihrem Personal und ihrer Organisationsweise erkennbar alt geworden. Tatsächlich kommen uns heute der in den Veröffentlichungen des „Bundes deutscher Frauenvereine" oder der Zeitschrift „Die Studentin" viel diskutierte „Generationenkonflikt" bekannt vor (Gerhard 2006). Beklagten die Vertreterinnen der historischen Frauenbewegung, dass die Jüngeren die Errungenschaften der Frauenbewegung nicht zu schätzen wüssten, ihren Organisationen fernbleibe, so kritisierten die Jungen den „Ton der Rechtelei", eine „Kampfesweise", die allzu sehr den „Gegensatz der Geschlechter" betone (vgl. auch Stoehr 1986; Gerhard 1990). Sie bevorzugten die „kameradschaftliche Zusammenarbeit mit dem Manne" in Gewerkschaften, in der Jugendbewegung oder Bünden wie dem Jungdeutschen Orden, oder übten sich gar in der Nachahmung studentischer Verbindungen für Frauen. In Frankfurt wurde hierzu die Verbindung „Irmingard" gegründet mit einer Kleiderordnung aus Samtmützen und entsprechenden Gewändern und der Einteilung in Füchse und Lehrlinge, etc. (Stuchlik 1984: 46).

Doch um keinen falschen Akzent zu setzen, ist zu betonen, dass sich die Frankfurter Universität durch die geringe Bedeutung und Zahl korporierter Studenten auszeichnete, zum einen, weil es an der jungen Universität in dieser Hinsicht keine Traditionen gab, zum anderen wird hervorgehoben, dass das politische liberal-bürgerliche Klima der Stadt dem entgegenstand. Die Universität galt unter Zeitgenossen als „Arbeitsuniversität", (Stuchlik 1984: 42/44; vgl. auch Maaser 2004 b: 85), die wegen der großen Zahl Auswärtiger oder Pendler keine Zeit für ein geselliges Studentenleben etwa in den Burschenschaften ließ (Maaser 2004 b: 85).

Emmy Klienberger-Nobel

Anziehungspunkt war die Frankfurter Universität durch eine Reihe faszinierender Lehrer, die durchaus Frauen bis zu ihrer Promotion förderten. Zu diesen Geförderten gehörten (vgl. auch Lutz/ Schmidbaur/ Specht-Ronique/ Wolde (Hg.) 2014):

- Die Bakteriologin **Emmy Klieneberger-Nobel**. Sie hatte bereits 1917 in Frankfurt in Botanik promoviert und war 1930 als erste Frau an der Universität Frankfurt habilitiert worden. Ihr Förderer war Max Neisser, der Direktor des Hygiene-Instituts, der in Frankfurt für sie keinen Zweitgutachter fand und der selbst 1933 entlassen und dem 1936 die Lehrbefugnis entzogen wurde. Auch Klieneberger-Nobel wurde unmit-

3 Unterschiedliche Zahlen bei Maaser 2004b: 86 und Stuchlik 1984: 59.

4 Nach meiner Zählung aus Boedeker 1937. Ähnliche Recherchen zu den anderen Fakultäten wären durchzuführen, z.B. finde ich in der Philosophie nur zwei Doktorarbeiten zur Geschichte der Philosophie.

Olga Taussky-Todd und Ruth Moufang 1932 (von links nach rechts)

telbar nach 1933 wegen ihrer jüdischen Abstammung die Lehrbefugnis entzogen. Sie emigrierte nach London, wo sie eine Forschungsstelle am Lister Institut für Präventive Medizin erhielt.

- Die Mathematikerin **Ruth Moufang** hat 1930 bei Max Dehn promoviert und wurde 1936 im Fach Mathematik habilitiert. Ihr wurde aufgrund ihres Geschlechts die Lehrbefugnis versagt. Sie verließ deshalb die Universität, arbeitete in der Forschung der Firma Krupp, kehrte nach Kriegsende an die Frankfurter Universität zurück, wurde jedoch erst 1957 auf einen ordentlichen Lehrstuhl berufen.
- Die Paläontologin **Ottilie (Tilly) Edinger**, Tochter des Professors für Neurologie Ludwig Edinger und der Feministin Anna Edinger, der Sozialreformerin, Begründerin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) in Frankfurt und prominenten Vertreterin im Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) und International Council of Women (ICW) sowie überzeugten und aktiven Pazifistin (vgl. Klausmann 1997: 55f., 68f., 331ff.). Tilly hatte bereits 1921 bei Fritz Drevermann über das „fossile Gehirn" promoviert und arbeitete von 1921 bis 1938 ehrenamtlich am Senckenberg-Museum. Nach den Novemberprogromen von 1938 emigrierte sie über London in die USA, wo sie an der Harvard-Universität weiter arbeiten konnte. Sie gilt als Begründerin eines neuen Wissenschaftszweiges, der Paläoneurologie – ein Beispiel dafür, wie innovativ Frauen waren und mit neuen interdisziplinären Perspektiven sog. Grenzwissenschaften (Elga Kern, zit. n. Schlüter 1983: 254) begründeten.

Dies sind nur wenige Beispiele exzellenter Wissenschaftlerinnen, deren vielversprechende wissenschaftliche Karrieren mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland ein jähes Ende fanden, gerade zu einem Zeitpunkt, als Aufbruch angesagt war und Frauen in den Wissenschaften hätten Fuß fassen können. So verzeichnet die Statis-

Tilly Edinger

tik gerade in den Jahren 1931/32 einen Höhepunkt in der Zahl weiblicher Studierender. In diesem Kontext ist insbesondere die Gruppe von Doktorandinnen im Fach Soziologie zu erwähnen, die sich Ende der 1920er Jahre um einen der ersten Lehrstühle für Soziologie von Karl Mannheim und seinen Assistenten Norbert Elias scharten. Claudia Honegger hat mit ihren Recherchen und in verschiedenen Aufsätzen endlich diese ersten außergewöhnlichen Soziologinnen dem Vergessen entrissen (vgl. Honegger 1990; 1994; vgl. auch Kettler/ Meja 1993; sowie Herrschaft/ Lichtblau 2010). Faszinierend für die Studentinnen war Mannheims wissenssoziologischer Ansatz, weil er die Standortgebundenheit aller Ideologien, Diskurse und wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Ausgangspunkt kritischer Gesellschaftsanalyse gemacht hat und damit anderen ‚Wahrheiten' und Perspektiven des Denkens je nach historischem und sozialem Kontext Raum gab, auch den Lebenszusammenhängen und Erfahrungen von Frauen.

„Dass sich die Soziologie, wie sie Professor Mannheim vertrat, als Forschung vom Leben leiten ließ und nicht umgekehrt, machte sie mir so ungeheuer reizvoll", schrieb **Margarete Freudenthal** in ihrem autobiographischen Rückblick (Sallis-Freudenthal 1977: 106). Die verwitwete Professorengattin, Hausfrau und Mutter schrieb daher eine historisch-soziologische Studie über „Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910", die noch 1934 nach der Entlassung Mannheims als Promotion zugelassen wurde (Freudenthal 1986 [zuerst 1934]). Der bereits mit empirischen Analysen zur Gegenwart vorbereitete 2. Teil für eine Habilitation konnte nie fertiggestellt werden. Freudenthal floh 1934 nach Palästina und wirkte von da an sehr aktiv am Aufbau des israelischen Staates mit (vgl. Sallis-Freudenthal 1982).

Auch die anderen Dissertationsthemen aus dieser Gruppe waren Analysen zu Bereichen, die die Doktorandinnen aus eigener Erfahrung kannten: Die Photographin **Gisela Freund** schrieb über die gesellschaftlichen Ursprünge der Photographie im 19. Jahrhundert, die Schauspielerin **Ilse Seglow** eine Analyse der Theatergesellschaft, die Wohlfahrtspflegerin **Käthe Truhel** eine soziologische Analyse der Fürsorgerinnen und die aus einer russischen Emigrantenfamilie stammende Nina Rubinstein zu Französischer Emigration nach 1789.[5] Bis auf die Arbeiten von Truhel und **Frieda Haussig**[6] sowie **Natalie Halperin**[7], die noch in Frankfurt abgeschlossen wurden, mussten doch alle diese klugen Frauen ihre methodisch wie inhaltlich wegweisenden Frauenforschungsarbeiten abbrechen und emigrieren, um dort mühsam ihre Existenz zu sichern. Ich kann in Anbetracht dessen nur in unendliche Trauer darüber einstimmen und mit Claudia Honegger fragen: „Was wäre gewesen, wenn einige dieser hochbegabten Frauen tatsächlich Soziologinnen geworden wären... und wir sie in den 60ern und 70ern noch hier als Lehrende erlebt hätten?" (Honegger 1990: 89)

Ausschluss und Vertreibung zwischen 1933-1945

Mit diesen Hinweisen aber bin ich längst im zweiten Abschnitt angekommen, dem Ausschluss und der Vertreibung von Frauen von der Universität nach 1933. Aufgrund des Gesetzes – mit dem verlogenen Titel – zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurden an der Frankfurter Universität sofort 109 Hochschullehrer wegen ‚nicht arischer Abstammung' und 16 wegen politischer Unzuverlässigkeit (als Anhänger der KPD, SPD und sozialistischer Splitterparteien) „beurlaubt", d.h. entlassen. Bei insgesamt 355 Lehrpersonen war dies etwas mehr als ein Drittel aller Frankfurter Professoren und Dozenten (Hammerstein 1989: 220). Darüber hinaus waren nicht nur die beamteten Professoren und DozentInnen betroffen – sondern auch alle nicht beamteten AssistentInnen, Laborantinnen etc. Das betraf insbesondere auch die WiSo-Fakultät, galt doch die Soziologie als eine „jüdische Wissenschaft", bzw. als „Hochburg jüdischer Frechheit und marxistischer Unverschämtheit" (Flugblatt der NSDStB, zit. n. Stuchlik 1984: 64 und 73). Bereits im März 1933 war das Institut für Sozialforschung

5 Nina Rubinstein wurde nachträglich 1989 an der Uni-Frankfurt promoviert. Vgl. Rubinstein 2000.

6 Haussig promovierte 1934 mit einer Arbeit zu „Wilhelm H. Riehl. Ursprünge der mittelständischen Soziologie".

7 Halperin promovierte 1935 mit der Dissertation „Die deutschen Schriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Versuch einer soziologischen Analyse.

durch eine Abteilung der Polizei verschlossen und versiegelt worden (Hammerstein 1989: 192), kurz darauf die Akademie der Arbeit. Im Nachhinein wird immer wieder verwundert festgestellt, wie wenig diesen Maßnahmen von Kollegen widersprochen wurde und wie geräuschlos die Umsetzung des Gesetzes vonstattenging (ebd.: 179; vgl. auch Maaser 2004a: 46). Das Gesetz diente schließlich auch dazu, alle führenden oder leitenden Frauen im Deutschen Reich aus ihren Beamtenstellungen zu entlassen (z.B. Gertrud Bäumer oder die jüdischen und politisch ‚unzuverlässigen" Direktorinnen der sozialen Frauenschulen etc.).

Ein weiterer folgenschwerer Eingriff war die Einführung eines Numerus Clausus für Studentinnen auf 10 Prozent und überhaupt die Beschränkung der Studentenzahl pro Jahrgang auf 15 000 durch das ‚Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen' vom 15. April 1933. Die Durchführungsbestimmungen sahen ausdrücklich die weitere Beschränkung des Anteils jüdischer Studenten auf 1,5 Prozent pro Jahrgang vor, die in der Praxis zu einem völligen Ausschluss führten, da die einzelnen Universitäten ohnehin alle nun als „Nicht-Arier" definierten deutschen Staatsbürgerinnen nicht mehr zu den Examen zuließen. Abgesehen von den schlechten Berufsaussichten für akademisch ausgebildete Frauen ab 1933, wurde vom nationalsozialistischen Regime auch im Höheren Schulwesen für Mädchen alles getan, um Frauen die Hochschulreife gar nicht erst zu ermöglichen: durch die Abschaffung des Faches Latein, Reduzierung der naturwissenschaftlichen Fächer sowie Pflichtprüfungen in Hauswirtschaft, das sog. Puddingabitur, das man auch noch in den 1950er Jahren kannte, schließlich durch Kürzung der Stipendiengelder. Hinzukam der Reichsarbeitsdienst und die wöchentlich verordneten politischen Einsätze, die in einem Pflichtenheft zu testieren waren (vgl. Weyrather 1981). Bei insgesamt stark sinkenden Studentenzahlen nahm die Zahl der Studentinnen von fast 20 Prozent 1931/32 auf durchschnittlich 14 Prozent ab, um dann mit Ausbruch des Krieges in den Jahren 1943 bis 1945 auf 45 bis 50 Prozent zu steigen.[8] Den größten Zuwachs stellten hierbei die Medizinerinnen, die dringend gebraucht wurden. Beachtlich war auch die Zunahme bei den Naturwissenschaften sowie daneben der Lehrerstudentinnen (Grüttner 1995: 491, vgl. auch 109f.). Der Lehrkörper der Universität wurde aber nicht ‚nur' von den als jüdisch verfolgten Wissenschaftlerinnen ‚gereinigt', wie dieses Unwort hieß, neben Rasse war nun auch Geschlecht ein politisch forciertes Ausschlusskriterium. Selbst wenn Frauen noch habilitiert wurden wie Ruth Moufang, so verfügte das Berliner Ministerium, dass eine Übernahme als Dozentin nicht in Frage komme: „Das Dritte Reich erwarte von seinen Professoren, dass sie nicht nur fachliche Qualifikation besäßen, sondern auch die ‚Führer' der Studenten seien. Dafür kämen Frauen prinzipiell nicht in Frage...". (Zit. n. Hammerstein 1989: 820).

Von der verhältnismäßig kleinen Zahl von Wissenschaftlerinnen, die sich zwischen 1908/1914 bis 1933 einen Platz zumindest als Dozentin an den Universitäten erkämpft hatten,[9] mussten die Hälfte Deutschland verlassen, nur wenige, vorausgesetzt sie wurden nicht als Jüdinnen verfolgt, konnten ungesichert weiterarbeiten, z.B. die Medizinerin Charlotte Mahler als Kommissarische Leiterin der Chirurgischen Universitätsklinik. Sie holte ihre Habilitation 1946 nach, wurde erste Chefärztin im Bürgerhospital Frankfurt und lehrte ab 1946 als Dozentin an der Uni.[10]

Das Beispiel einer anderen prominenten Frankfurterin, die an der Frankfurter Uni Rechtswissenschaften studiert hatte, 1930 dort promoviert und 1933 aus dem Richteramt entlassen wurde, ist Elisabeth Schwarzkopf. Sie hat in der Nazi-Zeit als Mitarbeiterin, später Oberkirchenrätin der Evangelischen Kirche in Berlin überdauert. Ab 1953 Bundestagsabgeordnete, 1961 die erste Gesundheitsministerin, war sie eine frauenbewusste Frau, eine Frauenrechtlerin im alten Sinne. (Vgl. Die Hessische Landesregierung 2001).

Dringend weiter zu erforschen sind die Lebens- und Berufswege all der Frauen, die bisher nicht in der Geschichte der Frankfurter Universität auftauchen, verfolgt, umgebracht oder auch ‚nur' aus

8 Stuchlik (1984), S. 203 sowie Boedeker, 25 Jahre Frauenstudium, Bd. 1, S. XLIX.

9 Hahn (1994): 13: 1933 arbeiteten 55 Frauen als Privatdozentinnen und Professorinnen in Deutschland, mehr als die Hälfte wurden in kürzester Zeit entlassen.

10 Lutz/Schmidbaur/Specht-Veronique (2014): 65.

der Bahn ihrer vielversprechenden Anfänge in Forschung und Lehre geworfen wurden. Es gibt inzwischen eine umfangreiche Exilforschung, speziell auch zum Verbleib der Wissenschaftlerinnen einzelner Universitäten, z.B. zu München, zu Göttingen, auch Gießen. Für Frankfurt ist dies noch ein weites, unbestelltes Feld.

Wiederbeginn nach 1945: Restauration und Geschichtsverlust

Die Wiedereröffnung der Frankfurter Universität nach 1945 gestaltete sich schwierig. Die meisten Gebäude waren zerstört, über ein Drittel des einstigen Lehrkörpers war als politisch „belastet" entlassen worden,[11] andere galten als verschollen oder waren in Gefangenschaft. Nichts war dazu zu finden, wie viele von den zunächst Entlassenen als „entnazifiziert" zurückkehrten, z.B. Boris Rajewski, von 1949 bis 1951 Rektor der Universität, der als SA und NSDAP-Mitglied in den Jahren seit 1934 das Institut für Physikalische Grundlagen der Medizin geleitet hatte. (Hammerstein 1989: 385-389; Hammerstein 2012: 234 f. et passim; vgl. auch Maaser 2004a: 49). Aber was die Geschlechterverhältnisse anging, war es ein Rückfall auf den Ausgangspunkt der Frauenstudien von 1908/1914. Gewiss die Zahl der studierenden Frauen hatte sich um 1959 wieder auf etwa 18 Prozent eingependelt, doch die „Hypothek des Nationalsozialismus" wog schwer. Im Lehrkörper, insbesondere den Lehrstuhlinhabern, war so gut wie keine Frau: Bewahrheiten sich hier die dürren Zahlen weiblicher Repräsentanz im Personenverzeichnis der Geschichte der Universität bis 1972?[12]

Warum hat man sich nicht bemüht, **Emmy Klieneberger-Nobel** aus London zurückzuholen? Warum musste die an die Uni zurückgekehrte habilitierte **Ruth Moufang** sich bis 1957 mit einem Lehrauftrag begnügen, bis sie endlich einen Lehrstuhl für Mathematik erhielt. Sie war damit die „erste und lange Zeit die einzige Professorin der Frankfurter Universität" Hammerstein (1989: 820). Warum musste die Germanistin und profilierte Volkskundlerin **Mathilde Hain**, die 1932 in Frankfurt promovierte, jedoch 1938 als Assistentin im Deutschen Seminar einem Nationalsozialisten weichen musste, 1945 in Berlin und 1947 noch einmal nach Frankfurt umhabilitiert wurde, sich mit dem merkwürdigen Aushilfsposten einer „Diätenassistentin" begnügen, obwohl sie seit 1962 die Leitung des von ihr wieder aufgebauten Instituts übernommen hatte? Sie wurde dabei lediglich zur Wissenschaftlichen Rätin ernannt. Ihr Nachfolger, den sie noch für mehrere Semester vertrat, erhielt selbstverständlich eine ordentliche Professur (Hammerstein 2012: 602). Und warum wurde die Soziologin **Hilde Weiss** nicht wenigstens in den 1960er Jahren als Gastprofessorin an das Institut für Sozialforschung eingeladen? Sie hatte 1927 bei Carl Grünberg promoviert und am IfS als Assistentin gearbeitet, auch noch nach der Emigration an den Studien zur ‚Autorität und Familie', sowie an der Studie ‚Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches mitgewirkt. In den USA erhielt sie auch erst nach langer Lehrtätigkeit am Brooklyn College 1963 eine feste Anstellung. Eine von ihr nachgefragte Gastprofessur in Frankfurt „scheiterte an der reservierten Haltung Theodor W. Adornos".[13]

Fragen über Fragen, die erst noch zu recherchieren und zu beantworten sind. Die Mehrheit der akademischen Elite meinte, die Vergangenheit damit zu bewältigen, dass sie sich für unpolitisch erklärte, angeblich auf die reine Wissenschaft konzentrierte. Geschlecht aber war für sie weder eine wissenschaftliche noch eine politische Kategorie. Von dem, was die akademische Elite in der Nazi-Zeit zu Geschlechterklischees praktiziert, gelehrt und gelernt hatte, vom alltäglichen Sexismus im universitären Selbstverständnis und Umgang hatte sich die Mehrheit der jungen und alten Herren deshalb nach 1945 keineswegs verabschiedet. Trotz der im Grundgesetz verfassten Gleichberechtigung waren die 1950er Jahre frauenpolitisch, wie wir alle wissen, ein Rückschritt, eine Zeit der Restauration, der Beschwörung von Familienidylle und Mütterlichkeit. Es wundert heute allenfalls, dass diese Kontinuität und Kumpanei für normal gehalten wurde. „Die Mechanismen

11 Hammerstein (1989), S. 599; bei Stuchlik (1984), S. 213 ist von 60 Prozent die Rede.

12 Vgl. oben die eigenen Zählungen bei Hammerstein, ebd. (13 von 900 Namen im Personenverzeichnis waren Frauen, keineswegs nur Professorinnen.)

13 http://www.exilarchiv.de/DE/index.php?option=com_content&view=article&id=1232:weiss-hilda&catid=24&Itemid=54&lang=pl (letzter Aufruf 09.06.2017)

des Ausschlusses funktionierten nachhaltiger als vor 1933 und knüpften an vordemokratische, längst überwunden geglaubte Praktiken an," schreibt Hiltrud Häntzschel in ihrem Aufsatz „Wissenschaft als Beruf für Frauen in Nachkriegsdeutschland", und sie fügt hinzu, der tiefe „Riss in der Geschichte der intellektuellen Frauen in Deutschland" – ein Bild, das Barbara Hahn als Bild für den Bruch um 1933 benutzt (Hahn 1994: 14) – „müsste eigentlich ... zu einem breiten, für Jahrzehnte nicht überbrückbaren Abgrund erweitert werden." (Häntzschel 2011)

Als ich ab 1958 mein juristisches Studium in Köln, Göttingen und Köln absolvierte, erinnere ich mich, keine einzige Frau unter den Professoren oder Assistenten erlebt zu haben. Es gab keine Vorbilder, man war fremd, unbehaglich, weil das Erscheinen in diesem Betrieb als Heiratsmarkt missverstanden wurde und frau daher immer in Verteidigungsstellung war im Hinblick auf eigene Pläne oder Lebensentwürfe.[14]

Das frauenfeindliche Klima und die misogynen Vorbehalte gegen studierende Frauen sind immerhin in einer großen empirischen Studie dokumentiert, die Hans Anger an 4 westdeutschen Universitäten, darunter auch Frankfurt, in den Jahren 1953/54 durchführte und 1960 veröffentlichte (Anger 1960). Die Ergebnisse der mehrstündigen Intensivbefragungen von 138 Professoren und Dozenten (von 1000 Personen im Lehrkörper der 4 Universitäten) erinnern fatal an das berühmte Kirchhoff-Gutachten von 1897 gegen die Befähigung von Frauen zum Universitätsstudium (vgl. Kirchhoff 1897). Eines von 9 Themenfeldern der „Probleme der deutschen Universität" befasste sich mit „Universität und Frau: die Frau als Studentin – als Dozentin". Es wurden Einstellungen zu beiden Personengruppen abgefragt. Vorweg machte der Autor darauf aufmerksam, dass sich die Befragten meistens kaum auf Erfahrungen mit Frauen als Hochschullehrerinnen stützen könnten, „weil der Prozentsatz der weiblichen Wissenschaftler unter den planmäßigen Professoren praktisch null" war.[15] Die Gründe für die Seltenheit von Frauen im Lehrkörper lagen nach Ansicht der Befragten vorwiegend bei den Frauen selbst. Als häufigste Gründe wurden genannt:

- „Mangel an intellektuellen oder produktiv-schöpferischen Fähigkeiten
- der Hochschullehrerberuf widerspricht dem Wesen, der biologischen Bestimmung der Frau,
- Mangel an physischer Kraft und pädagogischer Autorität
- Mangel an Ausdauer, Willenskraft und Selbstvertrauen". (Anger 1960: 491) (Sic!)

Im Ergebnis waren 40 Prozent bedingt negativ, 39 Prozent grundsätzlich ablehnend und nur 9 Prozent bedingt positiv für die Einstellung von Frauen als Lehrpersonen an der Universität (Anger 1960: 489; vgl. dazu auch Häntzschel 2011: 242 f.)

1960 betrug der Anteil von Professorinnen an der Professorenschaft 2,3 Prozent. Für die weitere Entwicklung ist interessant, dass es zunehmend mehr Frauen auf den unteren Ebenen gab, unter Assistentinnen, Privatdozentinnen und außerplanmäßigen Professorinnen. Doch während im Vergleich zu männlichen Habilitierten auf 1,7 Lehrstuhlinhaber 2,1 Mitarbeiter kamen, bestand bei den Frauen ein Missverhältnis von 1,7 zu 12 Assistentinnen (Bußmann 1997: 274). Eine von ihnen war Helge Pross, die es verdient, hier als Übergangsfrau aus dieser Zeit in den nächsten Abschnitt erwähnt zu werden.

Helge Pross hatte ihr Studium in Heidelberg mit einer Promotion über „soziale Ideen Bettina von Armins" beendet und kam nach einem Studienaufenthalt in den USA – über Vermittlung des Staatsrechtlers und Emigranten Franz L. Neumann - an das IfS, sie war dort von 1954 – 1959 Assistentin bei Horkheimer und Adorno (vgl. Lutz/ Schmidbaur/ Specht-Ronique/ Wolde 2014). Sie schien damals mit ihrem Forschungsinteresse an Frauenthemen nicht ganz ins Profil des Instituts zu passen.[16] Doch

14 Immerhin hörte ich in den Vorlesungen in Soziologie bei René König über die Forschungen von Frauen, z. B über Alice Salomons und Marie Baums Studien zum Familienleben der Gegenwart, von Hilde Thurnwald oder Elisabeth Pfeil, und erfuhr, dass die nach England emigrierte Viola Klein, dort ebenfalls Doktorandin von Karl Mannheim mit ihrer de- konstruktivistischen wissenssoziologischen Arbeit The Feminine Character (1946) international anerkannt, im Vorstand der Internationalen Soziologischen Gesellschaft war und neben Richard Titmuss, Georges Gurvitch und René König Mitherausgeberin des International Journal of Comparative Sociology. Aber auch sie erlangte dort erst 1964 eine Dauerstelle als Senior Lecturer an der Universität Reading.

15 Anger (1960), S. 451f., er lag bei 0,6 %, es handelt sich um 9 Frauen.

16 Vgl. z. B. Pross' Artikel zur gesellschaftlichen Stellung der

sie habilitierte sich 1963 in Frankfurt und wurde 1965 nach Gießen auf eine Professur für Soziologie berufen. Sie war Wegbereiterin zahlreicher, vielbeachteter empirischer repräsentativer Studien zur gesellschaftlichen Situation der Frau, die sie wissenschaftlich als auch journalistisch wirkungsvoll vertrat: Über die Bildungschancen von Mädchen in der BRD (1969); Gleichberechtigung im Beruf (1973); Die Wirklichkeit der Hausfrau (1975). Warum haben wir sie damals – radikal-feministisch und auch unduldsam – dennoch eigentlich kritisiert?

In einem Text „zu Zielen und Methoden der soziologischen Frauenforschung", der 1984, kurz vor ihrem Tod, veröffentlicht wurde, hat sie selbst die Gründe benannt, warum sie sich von feministischer Forschung distanzierte: „Frauenforschung ist kein neues Gebiet – jedenfalls nicht in der Soziologie", und sie verwies auf Studien, die wir damals als „Bindestrich-Soziologie" abwerteten. Sie beharrte auf der Weber'schen Trennung von „Wissenschaft als Beruf" und „Politik als Beruf" und lehnte vor allem besondere, eigene feministische Methoden der Erkenntnis ab.[17] U.a. heißt es da:

„Ich habe meinerseits keine grundsätzlichen Einwände gegen solche (die Veränderung der Institutionen, die Betonung sozialer Arrangements...) Programmatiken, die ja keineswegs exklusiv feministisch sind. Ich sehe aber auch ihre Schwäche. Eine Schwäche [...] liegt in der Tatsache, dass sie Fernziele sind, unerreichbar, solange nicht sehr viel mehr Frauen in den Forschungsstätten arbeiten, solange sie nicht dort selbstverständlich sind. Vielleicht sind Fernziele wichtig, aber ich glaube, man sollte sich nicht mit ihnen aufhalten, sondern sich mehr auf Nahziele und die eigene wissenschaftliche Arbeit konzentrieren. Das ist, wie wir alle wissen schwierig genug..." (Pross 1987 [zuerst 1984]: 124; vgl. auch Metz-Göckel 2008).

Der Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung

Ja, wir (d.h. die neue Frauenbewegung und die von ihr inspirierten Wissenschaftlerinnen) wollten mehr, nicht nur die Universität, ihre Form der Wissensproduktion und männlicher Exklusivität, sondern die Gesellschaft überhaupt verändern, soll heißen, insbesondere ihre nach Geschlecht sortierten Ungleichheitsstrukturen und Gewaltverhältnisse aufklären und beseitigen. Der Motor und Träger dieses kühnen Unterfangens war die Protestbewegung der Frauen, die in zahllosen Frauengruppen, Frauenzentren und Medien und Kampagnen, nicht nur in den Universitäten überall im Land und in der westlichen Welt zum Aufbruch und Aufruhr ansetzte und die Streitthemen vorgab, gegen strukturelle Ungleichheit und sexuelle Gewalt in den privaten und gesellschaftlichen Beziehungen, gegen die Restauration autoritärer Herrschaftsverhältnisse, gegen das Vergessen und Verdrängen der Geschichte und Kultur von Frauen. In der Verbindung von Wissenschaft und Politik traf sich die Frauenbewegung mit den anderen neuen sozialen Bewegungen der 1960/70er Jahre. Doch aus den Nebenwidersprüchen der Studentenbewegung oder ‚Linken' konnten sich die Frauen an diesem Ausgangspunkt nur durch einen radikalen Separatismus, das Beharren auf privater und politischer Autonomie befreien. Den Hintergrund für die Forderungen von Frauen an die Wissenschaft und in der Wissenschaft bildete somit ein neues Selbstbewusstsein sowie die in zahllosen Selbsterfahrungsgruppen und Frauenseminaren organisierte Verständigung über die Ursachen des Ausschlusses, der Behinderung und Unterdrückung von Frauen. (Hierzu gehörten die überregionalen Initiativen, die Sommeruniversitäten, die Historikerinnentreffen, das Frauenforum im Revier etc.).

Insofern entsprach das Ernstnehmen der eigenen Erfahrungen dem Ansatzpunkt kritischer Gesellschaftstheorie, die – ich paraphrasiere Horkheimer – „in Abgrenzung zu zeitgenössischen antihistorischen Philosophien nicht nur ihre empirischen Problembezüge, sondern auch ihre Konzepte und Begriffe aus der (akut erfahrenen) historischen Konstellation, ... von der historischen Erfahrung ...ihrer empirischen Subjekte ableitet..." (zit. n. Dubiel 1978: 17). Oder einfacher ausgedrückt: Kritische Theorie..."zielt nirgends bloß auf die Vermehrung von Wissen als solchem ab, sondern auf die Emanzipation des Menschen aus versklavenden Verhältnissen." (Horkheimer 1988: 219)

Frauen (Pross 1958, 1959) und die Studie „Manager und Aktionäre in Deutschland", die sie im Rahmen des IfS durchführte (Pross 1965).

17 Dies richtete sich insbesondere gegen die damals viel diskutierten Postulate zur Frauenforschung von Maria Mies (1978).

In Frankfurt war also das Terrain für eine erste soziologische Professur mit der bedeutungsvollen Widmung für „Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion/ Frauenbewegung" inhaltlich und theoretisch bereitet. Hier hatte sich als Fanal für einen autonomen Feminismus bereits 1968 ein „Weiberrat" konstituiert, hier gab es eine Reihe engagierter Forscherinnen/Mitarbeiterinnen am IfS, die im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Integration der Frauen in die Berufswelt" über Lohnarbeit und Hausarbeit als System widersprüchlicher Anforderungen forschten, sowie von den sog. Mittelbauerinnen/Assistentinnen am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften veranstaltete „Frauenseminare" zu weiblicher Subjektivität und Lebenspraxis, zu Frauenbewegung, seit 1978 auch regelmäßig Lehraufträge und autonome Tutorien. Aus all diesen Zusammenhängen entstand anlässlich eines Streiks bereits im WS 1973/74 die Idee, einen „Lehrstuhl für Frauenfragen" zu fordern.

Aus Zeitgründen kann ich hier nicht alle Stationen oder Namen nennen. Doch als ich 1987 endlich nach Frankfurt berufen wurde, traf ich in der Stadt und in der Universität auf mehrere Generationen von Studentinnen, Ehemalige und Mitarbeiterinnen sowie Frauen aus der Stadt und Zivilgesellschaft, die sich alle mit Mut und viel Phantasie, vielfältigem Formen zivilen Ungehorsams (Go ins in den Landtag, Study-Ins in Präsidialabteilung, endlosen Diskussionen im Frauen- und Lesbenplenum, Eingaben bei den Hessischen Regierungsparteien etc.) für die Einrichtung einer solchen Professur eingesetzt hatten. Das Bewundernswerteste war die Tatsache, dass dem Kampf über 13 Jahre hinweg, mit immer neuen Beteiligten, nicht die Puste ausgegangen war. Immer wieder aber wurde aus dem Engagement in der „autonomen Frauenbewegung" mit großer Skepsis die Frage diskutiert, ob die Institutionalisierung der Frauenforschung der richtige Weg sei, ob nicht der Anpassungsdruck zu groß und angesichts bereits gesetzter wissenschaftlicher Standards und Interessen die Gefahr der Vereinnahmung und einer zunehmend sozialen Distanz zwischen Professorin und Studentin bestehe. Doch es wurde entschieden, dass „einzig eine Dauerprofessur... die Kontinuität von Forschung, Lehre und die fachgerechte Betreuung von Abschlussarbeiten gewährleiste." (Waltraud Both, in: Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl 1986). Allen dann im November 1985 eingeladenen 9 Bewerberinnen wurde diese Frage auch in der Anhörung gestellt.

Meine „vorsichtige Antwort" damals lautete: „Es wäre notwendig, dass mehr Frauen in der Wissenschaft tätig sind". Ich hielt es für „unabdingbar, ... einen Rückhalt in der Frauenbewegung zu haben, damit die einzelnen Wissenschaftlerinnen ... sich immer auf Frauengruppen beziehen können, insbesondere auch auf außerakademische Frauenzusammenhänge..." (Gerhard-Teuscher 1986: 156).

Die Vorteile der Institutionalisierung – so kann ich aus der Rückschau sagen - lassen sich an der großen Nachfrage von Studentinnen für das Fach, insbesondere aber auch an der großen Zahl der betreuten Diplom- und Abschlussarbeiten, schließlich der Promotionen und Habilitationen ablesen, die hier in den ersten Jahren anstanden ablesen. Auch ermöglichte nur die etablierte Professur kontinuierlich Einfluss auf das Curriculum und die Prüfungsordnungen zu nehmen, um Frauen- und Geschlechterthemen als legitim und relevant im Kanon der Wissenschaft zu verankern. Schließlich war die Möglichkeit, Forschungsprojekte zu akquirieren, das Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (CGC) zu gründen (unter Beteiligung meiner Kolleginnen Susanne Opfermann, Brita Rang und Heide Schlüpmann) sowie ein Graduiertenkolleg Öffentlichkeiten und Erfahrung. Dimensionen von Erfahrung einzuwerben, ein bestätigendes Argument. Und frau könnte ins Schwärmen kommen über die große Zahl der im CGC versammelten Professorinnen und die Vielfalt ihrer Projekte und Kompetenzen.[18]

2013 betrug der Anteil von C4/W3-Professuren an der Uni Frankfurt immerhin 19,4 Prozent. Bei den C3/W2- Professuren waren 25,2 und bei Juniorprofessuren 32,6 Prozent! Frankfurt liegt damit im bundesrepublikanischen Vergleich im Mittelfeld mit einem Frauenanteil von im Durchschnitt 21,9 Prozent der Hochschullehrer (Miklar 2014).

18 Vgl. die Newsletter, Jahresberichte und Semester- Programme Frauenstudien/ Gender Studies des Cornelia Goethe Centrums.

Doch wie steht's mit dem Rückhalt in der Frauenbewegung, im Feminismus? Ja, gibt es sie/ihn noch? Als die Beziehung im Laufe der 1990er Jahre nicht mehr eindeutig war, die wissenschaftliche Kategorie Frau oder Geschlecht zunehmend kritisch reflektiert wurde, tröstete mich die Zusicherung junger Wissenschaftlerinnen, dass man nicht in der Frauenbewegung gewesen sein muss, um zur Feministin zu werden, sondern dass ebenso die intellektuelle Auseinandersetzung mit den beharrlichen politischen und sozialen Ungleichheitsstrukturen im Geschlechterverhältnis feministisches Bewusstsein weckt (Villa 2003: 279).[19] Damit ist die Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur ein politisches, sondern auch ein pädagogisches Projekt (vgl. Griffin 2004) und kann auch in politisch dürren Zeiten neben der Schulung zur Selbstreflexion und radikaler Gesellschaftskritik Nährboden für neue Formen des Protestes und der Aufklärung sein und also eine Brücke bilden für einen neuen, vielleicht anderen Feminismus. Nicht zuletzt geht es auch darum, den Kanon neuen Wissens nicht wieder zu vergessen, abzuwerten und auszugrenzen, nicht immer wieder von vorne anfangen zu müssen, sondern die Früchte weiblicher Intellektualität endlich zu erkennen, an sie, auch kritisch, anzuknüpfen und sie zu bewahren. Zumindest hoffe ich, mit meinem Vortrag über alle Brüche und das Vergessen hinweg, an die verschütteten und noch viel zu wenig erforschten Traditionslinien von Frauen in der Wissenschaft erinnert zu haben, um damit für ein großes, noch zu erwirkendes Projekt zu 100 Jahre Frauenstudium in Frankfurt zu werben.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Anger, Hans (1960): Probleme der deutschen Universität. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Boedeker, Elisabeth (1939): 25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933, H. 1. Hannover: C.Trute.

Boedeker, Elisabeth (1937): 25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933, H. 3 (Rechtswissenschaft, Wirtschafts- u. Sozialwissenschaften). Hannover: C.Trute.

Bußmann, Hadumod (1997): Chancen(un)gleichheit an der Jahrtausendwende, in: Häntzschel, Hiltrud/ Bußmann, Hadumod (Hg.): Bedrohlich gescheit. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern. München: Beck: 274-288.

Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl/ Autonomes Frauen- und Lesbenreferat (1986). Frankfurt a. M.: Lesben- und Frauenplenum, Johann-Wolfgang-Goethe-Universität.

Dubiel, Helmut (1978): Wissenschaftsorganisation und politische Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Freudenthal, Margarete (1986 [zuerst 1934]): Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910. Frankfurt a. M.: Ullstein.

Gerhard, Ute (2011): Feministische Perspektiven in der Soziologie: Verschüttete Traditionen und kritische Interventionen in: Soeffner, Georg (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010. Wiesbaden: Springer: 757-773.

Gerhard, Ute (2006): Nachfolge in der Frauenbewegung - Generationen und sozialer Wandel, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, 19(1): 24-37.

Gerhard, Ute (1990): Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek: Rowohlt.

Gerhard-Teuscher, Ute (1986): Alte und neue Frauenbewegung als soziale Bewegung – ein soziologischer Vergleich unter Berücksichtigung der Arbeit der Frauen, in: Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl/ Autonomes Frauen- und Lesbenreferat (1986). Frankfurt a. M.: Lesben- und Frauenplenum, Johann-Wolfgang-Goethe-Universität , S. 145-157.

Griffin, Gabriele (2004): Employment, Equal Opportunities and Women's Studies. Women's Experiences in Seven European Countries. Königstein/ Taunus: Ulrike Helmer.

19 Dies haben wir auch in einer von der EU geförderten vergleichenden Studie über den Nutzen von Frauenstudien belegen können, vgl. Griffin 2004.

Grüttner, Michael (1995): Studenten im Dritten Reich. Paderborn: Schöningh.

Häntzschel, Hiltrud (2011): Wissenschaft als Beruf für Frauen in Nachkriegsdeutschland, in: Hansen-Schaberg, Inge und Häntzschel, Hiltrud (Hg.): Alma Maters Töchter im Exil. Zur Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen in der NS-Zeit. München: edition text + kritik: 237- 247.

Hahn, Barbara (1994): Einleitung: ‚Laßt alle Hoffnung fahren...'. Kulturwissenschaftlerinnen vor 1933, in: Hahn, Barbara (Hg.): Frauen in den Kulturwissenschaften. München: C.H.Beck: 7-25.

Halperin, Natalie (1935): Die deutschen Schriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Versuch einer soziologischen Analyse. Quakenbrück: Handelsdruckerei C. Trute.

Hammerstein, Notker (2012): Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Band 2. Göttingen: Wallstein Verlag.

Hammerstein, Notker (1989): Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Band 1. Neuwied/ Frankfurt: Metzner.

Haussig, Frieda (1934): W. H. Riehl. Ursprünge der mittelständischen Soziologie in Deutschland. Koblenz: Görres-Druckerei.

Herrschaft, Felicia /Lichtblau, Klaus (Hg.) (2010): Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hessische Landesregierung (2001): Elisabeth Schwarzhaupt, Portrait einer streitbaren Politikerin und Christin (1901-1986). Freiburg/Basel/Wien: Herder.

Honegger, Claudia (1990): Die ersten Soziologinnen in Frankfurt, in: Steinert, Heinz (Hg.): Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte. Frankfurt a. M.: 88-99.

Honegger, Claudia (1994): Die bittersüße Freiheit der Halbdistanz. Die ersten Soziologinnen im deutschen Sprachraum, in: Wobbe, Theresa und Lindemann, Gesa (Hg.), Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Franfurt a. M.: Suhrkamp: 69-85.

Horkheimer, Max (1988): Traditionelle und Kritische Theorie, in: Ders. (Hg.), Gesammelte Schriften, Bd.4. Franfurt a. M.: Fischer: 137-225.

Huerkamp, Claudia (1994): Jüdische Akademikerinnen in Deutschland 1900-1938, in: Wobbe, Theresa/ Lindemann, Gesa (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 86-112.

Keller, Marion (2014): Frau Dr. rer. pol. Rosa Kempf: Wissenschaftlerin, (Sozial-)Politikerin und Gründungsdirektorin des Frauenseminars für soziale Berufsarbeit, in: Stascheit, Ulrich (Hg.): „Warum nur Frauen?" 100 Jahre Ausbildung für soziale Berufe in Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag: 109-157.

Kettler, David und Meja, Volker (1993): Their ‚Own Peculiar Way': Karl Mannheim and the Rise of Women, in: International Sociology (Band 8), Nr. 1: 5-55.

Kirchhoff, Arthur (1897): Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zu wissenschaftlichem Studium und Berufe. Berlin: Steinitz.

Klausmann, Christina (1997): Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main. Frankfurt a. M.: Campus.

Lutz, Helma/ Schmidbaur, Marianne/ Specht-Ronique, Verena/ Wolde, Anja (Hg.) (2014): Einzeln & Gemeinsam. 100 Jahre starke Frauen an der Goethe-Universität. Frankfurt a. M.: Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Maaser, Michael (2004b): Frankfurter Studenten zwischen 1914 und 1959: Das Wechselvolle des Politischen. Schon die Gründer der Stiftungsuniversität förderten studentisches Engagement, in: Forschung Frankfurt, Nr. 3-4: 84-88.

Maaser, Michael (2004a): „Restlose Reinigung von den Schlacken des liberalistischen Geistes". Die Universität

Frankfurt im Dritten Reich: Kein Aktiver Widerstand der Professoren, in: Forschung Frankfurt, Nr. 2: 46-50.

Metz-Göckel, Sigrid (2008): Helge Pross - eine Pionierin der Soziologie in der Nachkriegszeit, in: Oberschelp, Marion/ Felschow, Eva-Marie/ Häderle, Irene/ Lind, Carsten (Hg.): Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität 1908-2008. Gießen: Justus-Liebig-Universität Gießen: 69-82.

Mies, Maria (1978): Methodologische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Nr. 1: 41-63.

Miklar, A. (2014): Gleichstellungsbüro, in: Gender & Diversity – Monitoring Kurzbericht vom 17.2.2014.

Pross, Helge (1987 [zuerst 1984]): Zu den Zielen und Methoden der soziologischen Frauenforschung, in: Frandsen, Dorothea/ Huffmann, Ursula/ Kuhn, Annette (Hg.): Frauen in Wissenschaft und Politik. Düsseldorf: Schwann: 121-129.

Pross, Helge (1965): Manager und Aktionäre in Deutschland. Untersuchungen zum Verhältnis von Eigentum und Verfügungsmacht. Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 15. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.

Pross, Helge (1959): Bemerkungen zur Erwerbsarbeit von Müttern, in: Deutsche Rundschau, 85. Jg., Nr. 8, 712-718.

Pross, Helge (1958): Die gesellschaftliche Stellung der Frau in Westdeutschland, in: Deutsche Rundschau, 84. Jg., H. 1: 26-33.

Rubinstein, Nina (2000): Die französische Emigration nach 1789. Ein Beitrag zur Soziologie der politischen Emigration. Graz: Nausner & Nausner.

Sallis-Freudenthal, Margarete (1982): Die Lilie des Scharon: von Palästina zum Staate Israel. Frankfurt a. M.: Knecht.

Sallis-Freudenthal, Margarete (1977): Ich habe mein Land gefunden. Autobiographischer Rückblick. Frankfurt a. M.: Knecht.

Schlüter, Anne (1983): Wissenschaft für Frauen? - Frauen in der Wissenschaft!, in: Brehmer, Ilse/ Jacobi-Dittrich, Juliane/ Kleinau, Elke/ Kuhn, Annette (Hg.): Frauen in der Geschichte IV, Düsseldorf: Schwann: 244-261.

Schlüter, Anne (1986): „Wenn zwei das Gleiche tun, ist das noch lange nicht dasselbe" - Diskriminierungen von Frauen in der Wissenschaft, in: Schlüter, Anne/ Kuhn, Annette (Hg.): Lila Schwarzbuch. Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft. Düsseldorf: Schwann: 10-33.

Schmidt-Harzbach, Ingrid (1981): Frauen, Bildung und Universität, in: Prahl, Hans-Werner (Hg.): Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. München/Luzern: C.J. Bucher: 175-213.

Stoehr, Irene (1986). Neue Frau und Alte Bewegung? Zum Generationenkonflikt in der Frauenbewegung der Weimarer Republik, in: Dalhoff, Jutta/ Frey, Uschi/ Schöll, Irene (Hg.): Frauenmacht in der Geschichte. Düsseldorf: Schwann: 390-402.

Stuchlik, Gerda (1984): Goethe-Universität im Braunhemd. Universität Frankfurt 1933-1945. Frankfurt a. M.: Röderberg.

Truhel, Käthe (1934): Sozialbeamte. Ein Beitrag zur Sozioanalyse der Bürokratie. Sagan: Herzogliche Hofbuchdruckerei Benjamin Krause.

Villa, Paula-Irene (2003): Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen, in: Knapp, Gudrun- Axeli/ Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot: 266-285.

Weyrather, Irmgard (1981): Numerus Clausus für Frauen - Studentinnen im Nationalsozialismus, in: Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.): Mutterkreuz und Arbeitsbuch, Frankfurt a. M.: Fischer: 131-162.

Woesler de Panafieu, Christine (1982): In den Brüchen der Zeit, in: Feministische Studien, 1. Jg., Nr. 1, S. 1-8.

Abbildungsnachweis

S. 11 Emmy Klieneberger-Nobel
Universitätsarchiv Frankfurt am Main

S. 12 Ruth Moufang (und Olga Taussky-Todd)
Bildarchiv des Mathematischen Forschungsinstituts Oberwolfach

S. 13 Tilly Edinger (1. November 1930)
Urheber unbekannt; http://trowelblazers.com/wp-content/uploads/2015/01/edingerglasses.jpg (Version vom 1.11.2016)

S. 22 Lehrveranstaltungen des Fürsorgeseminars im Winterhalbjahr 1928/29
Aus: Universität Frankfurt a. M.: Verzeichnis der Vorlesungen Winterhalbjahr 1928/29, Frankfurt a.M.: Universitätsbuchhandlung Plazek & Bergmann 1928, S. 57; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 23 Klumkers Schrift zu Soziale Ausbildung und Hochschule
Aus: Christian Jasper Klumker, Hochschule und Soziale Ausbildung, Tübingen: J. C. B. Mohr 1929, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 24 Klumkers Einführung in das Fürsorgewesen
Aus: Christian Jasper Klumker, Fürsorgewesen. Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege, Leipzig: Quelle & Meyer 1918, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 26 Elisabeth Haupts Dissertation über Amalie Sieveking und Else Rathjes Dissertation über die Bedeutung von Kleingärten für Fürsorge und Erziehung
Aus: Elisabeth Haupt, Amalie Sieveking als Gründerin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege in Hamburg, Berlin-Spandau: Wichern-Verlag 1933, Titelblatt, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.; Else Rathje, Die Bedeutung der Kleingärten für Fürsorge und Erziehung, Frankfurt, Wirtsch.- und sozialwiss. Diss v. 1. März 1934, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 28 Schriftenreihe des Forschungsinstituts für Fürsorgewesen
Aus: Marie Zimmermann, Die Armen- und Arbeiterfrage in der Nationalökonomie der historischen Schule, Berlin: Heymann 1937, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 33 Emmy Wolffs Dissertation über den Jüdischen Mädchenclub
Emmy Wolff: Ein Mädchenklub und der Herkunftskreis seiner Mitglieder. ein Beitrag zum Problem der Erfassung schulentlassener weiblicher Jugend durch die Jugendpflege, Wirtsch.- und sozialwiss. Diss v. 18. März 1925, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 38: Henriette Fürths Autobiografie „Streifzüge durch das Land eines Lebens"
Aus: Henriette Fürth, Streifzüge durch das Land eines Lebens: Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin, 1861 - 1938, Wiesbaden: Komm. für die Geschichte der Juden in Hessen, 2010, Titelblatt; privat.

S. 45: Gisèle Freund, Paris 1974
Hans Puttnies - via OTRS, CC BY-SA 3.0 de, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=34075169.

S. 46 Studentenausweis Gisela Freund
Universitätsarchiv Frankfurt a. M.

S. 48 Gisèle Freunds Dissertation
Aus: Gisèle Freund, La photographie en France au dix-neuvième siècle : essai de sociologie et d'esthétique, Paris: La Maison des amis des livre 1936, Titelblatt; privat

S. 52 Gisèle Freunds Fotoreportage über James Joyce
Gisèle Freund, Drei Tage mit James Joyce, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, Titelblatt; privat.

S. 54: Straßenschild Gisèle-Freund-Platz, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Ulla Wischermann.

S. 56: „What do we really know about Herta Herzog?", das erste Buch über die Soziologin und Kommunikationswissenschaftlerin Herta Herzog
Aus: Elisabeth Klaus/ Joseph Seethalter (Hg.): „What do we really know about Herta Herzog?", Frankfurt a. M./ Bern/ Bruxelles/ New York/ Oxford/ Warszawa/ Wien: Lang 2016; https://www.peterlang.com/cover/covers/9783653071740.jpg.

S. 58: Hadley Cantrils Studie "The invasion from Mars" an der Herta Herzog maßgeblich mitwirkte
Aus: Hadley Cantril The invasion from Mars : a study in the psychology of panic ; with the complete script of the famous Orson Welles broadcast with assistance of Hazel & Herta Herzog, Princeton: University Press 1940, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 68: Eleonore Sterling
Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.

S. 72: Eleonore Sterlings Doktorarbeit
Aus: Eleonore Sterling, Er ist wie du: aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815-1850), München: Kaiser 1956, Titelblatt; Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.

S. 88: Christine von Oertzen, Strategie Verständigung. Zur transnationalen Vernetzung von Akademikerinnen; 1917-1955, Göttingen: Wallstein 2012, Titelbild; privat.

S. 89: Rosa Kempf, eine der Gründerinnen der ersten Frankfurter Akademikerinnengruppe
Bayerischer Landtag, ZA01383, Dr. Rosa Kempf 1919.